Amtliche Bekanntmachungen.

Im hiesigen Handelsregister ist eingetragen worden:

1. Am 6. Dezember 1922 auf Blatt 506, die Firma Bauhütte „Erzgebirge", Soziale Baugesellschaft mit beschränkter Haftung in Aue betr., daß der bisherige Geschäftsführer Max Bruno Bauch in Aue ausgeschieden ist.

2. Am 7. Dezember 1922 auf Blatt 162, die Firma Rich. Müller in Aue betr.: Der Sitz der Hauptniederlassung ist nach Zwickau verlegt worden. Die Niederlassung in Aue besteht als Zweigniederlassung bestehen.

Amtsgericht Aue, den 8. Dezember 1922.

Die Firma Wendler u. Co., Werkzeugfabrik in Aue, beabsichtigt auf ihrem Grundstück Wettinerstraße 21 in Aue einen Federhammer (System Rekord) von 50 Kilogramm Fallgewicht aufzustellen.

Gemäß §§ 16 fg. der Reichsgewerbeordnung wird dieses Vorhaben zur öffentlichen Kenntnis gebracht mit der Aufforderung, etwaige Einwendungen hiergegen binnen 14 Tagen, vom Tage des Erscheinens dieses Blattes ab gerechnet, beim Baupolizeiamte — Stadthaus Zimmer 8 — anzubringen, wo auch die Zeichnungen und Beschreibungen über den Federhammer zur Einsicht ausliegen.

Einwendungen, welche auf besonderen privatrechtlichen Titeln beruhen, bleiben durch den Fristablauf nicht ausgeschlossen.

Aue, am 9. Dezember 1922.

Der Rat der Stadt, Baupolizeiamt, Schubert, Stadtrat.

Aue. Städt. Badeanlage.

Die städtische Badeanlage im Oberrealschulgebäude ist bis auf weiteres nur Freitags und Sonnabends von vormittags 9 Uhr bis Abends 9 Uhr geöffnet.

Aue, 7. Dezember 1922. Der Rat der Stadt.

Was haben wir von Amerika zu erwarten?

Von Hermann Jodisch, Neuyork-Berlin.

Wir bringen diesen Aufsatz, der als Aeußerung eines Deutsch-Amerikaners interessant genug ist, obschon er uns in seinem verhaltenen Tadel hart erscheint. In unserer Gegend wenigstens hat man stets die Freigebigkeit der Deutsch-Amerikaner dankbar anerkannt und nie übertriebene Forderungen gestellt.

Es ist erstaunlich, welcher Unkenntnis man in der breiten Masse des deutschen Publikums begegnet, sobald die Rede auf Amerika kommt. Mehr als den „allmächtigen Dollar" kennen die Leute gewöhnlich nicht; leider aber sind auch die Vorstellungen vom Dollar und seiner Wirkung in neunundneunzig von hundert Fällen falsch und verkehrt. Man bildet sich ein, Amerika könne mit Leichtigkeit unsere Not lindern, und man vergißt dabei vollständig, daß der Amerikaner seine Lebensführung in Dollar, und nicht in deutschen Papiermark, bestreiten muß, d. h. daß er zur Lebenshaltung einen beträchtlich höheren Betrag benötigt als notwendig wäre, wenn er Dollar einnähme und Papiermark ausgäbe. Ebenso gering ist leider Gottes die Kenntnis von dem, was Amerika, genauer: das Deutschamerikanertum, in nunmehr acht langen Jahren für die deutsche Heimat getan hat.

Die deutschamerikanische Hilfe setzte unmittelbar nach dem Kriegsausbruch ein und sie hat bis zur Stunde nicht aufgehört. Sie hat einen Umfang angenommen, wie er eben nur in Amerika möglich ist, und wie man ihn sich in Deutschland nicht vorzustellen vermag. Das deutsche Element — Reichsdeutsche und Naturalisierte — hat zu Hunderten der verschiedensten Sammlungen beigesteuert, die dann teils direkt an Landes- oder Gemeindebehörden, teils durch Vermittlung der deutschen Botschaft in Washington nach Deutschland befördert wurden. Nachdem Amerika in den Krieg eingetrat, mußten die Deutschen der Vereinigten Staaten doppelt und dreifach geben und immer wieder geben; die amerikanische Regierung machte es ihnen zur Pflicht, sich an den verschiedenen Regierungsanleihen und an den Sammlungen für das Amerikanische Rote Kreuz zu beteiligen, und, soweit die Deutschen naturalisierte Bürger waren, mußten sie notgedrungen dieser Pflicht Genüge leisten. Ihr Herz verlangte von ihnen indessen eine andere Betätigung, und so entstanden damals bedeutende Hilfsaktionen für in den Vereinigten Staaten bestehende deutsche Wohlfahrtsanstalten, Krankenhäuser, Waisenhäuser und dergleichen. Immer und überall flossen die Gaben gern und reichlich.

Sehr bald nach dem Waffenstillstand setzte die Liebestätigkeit für die Heimat wieder ein, und zwar in einem unvergleichlich stärkeren Maße als dies vorher der Fall gewesen. Sobald der Postweg wieder offen war und die Nachrichten von der deutschen Not nach Amerika kamen, flossen Gaben und bares Geld in geradezu ungeheuerlicher Menge nach Deutschland. Keiner schloß sich aus, alle gaben, und wer noch Verwandte oder Freunde in der alten Heimat hatte, versorgte diese noch besonders. Sendungen dieser Art waren so häufig und massenhaft, daß auf dem City Hall Postamt in Newyork zur Erleichterung des Dienstes ein deutschsprechender Beamter in Tätigkeit treten mußte. Von diesen vielen Privat- und Vereinssammlungen abgesehen, hat sich das deutsche Element auch noch außerordentlich stark an den in ganz Deutschland berühmt gewordenen Quäkerspeisungen beteiligt: nach dem eigenen Ausspruch der Quäker sind mindestens sieben Achtel aller für die Durchführung der Speisungen nötigen Mittel aus deutschamerikanischen Taschen geflossen!

Daß sich angesichts der in Deutschland immer noch fortbestehenden Not eine gewisse Gebemüdigkeit in Amerika bemerkbar macht, ist begreiflich genug. Nach acht Jahren des Gebens will es den Spendern scheinen, sie schöpfen in ein Faß ohne Boden. Hierzu kommt noch die schwierige wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten; es sei nur an die Millionen Erwerbsloser erinnert und des jüngst das ganze Land schwer erschütternden Eisenbahnerstreiks gedacht. Der Konkurrenzkampf ist in Amerika erheblich härter und rücksichtsloser als in Deutschland; die Menschenkraft wird ganz anders ausgenutzt als hierzulande, und die durch den Krieg geschaffene Teuerung hat zwar nachgelassen, aber sie besteht doch immer noch. Abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen gehört das Deutschamerikanertum durchaus nicht zu den begüterten Klassen oder gar zu den Reichen; jede Spende für die alte Heimat bedeutet ein Opfer.

Noch etwas darf nicht vergessen werden. Das Deutschamerikanertum ist in Gefahr, auszusterben. Das Vereinsleben, die stärkste Säule deutscher Art, ist zerbröckelt. Große, angesehene Vereine treten gar nicht mehr an die Oeffentlichkeit. Das darf ebenso wenig vergessen werden, wie daß das Deutschamerikanertum, das sich ein warmes Gefühl für alles, was deutsch ist, bewahrt hat, verarmt ist. Und dieses Deutschamerikanertum hat in allererster Linie Verpflichtungen seinen Verwandten in Deutschland gegenüber. Darum ist es undankbar und falsch von den Deutschamerikanern noch mehr zu erwarten als sie schon getan haben und unter erheblichen Opfern heute noch tun. Der Gabenstrom muß abebben — ein Scheim gibt mehr als er hat.

Außer der finanziellen Hilfe hat das Deutschamerikanertum der Heimat noch eine andere, sehr wesentliche angedeihen lassen; der Kampf gegen die Schuldlüge hat nirgends so begeisterte Mitstreiter gefunden wie in den Vereinigten Staaten. Aber auch auf diesem Gebiete zeigt sich heute eine gewisse Erschlaffung. Dieses Abebben der Stimmung erklärt sich aus der passiven, und gleichgültigen Haltung des deutschen Volkes und der deutschen Regierung. Das Deutschamerikanertum muß an der Heimat verzweifeln und es den Gegnern schwer schändlichen Unrechts [illegible] da selbst an die Schuld am Kriege [illegible] eben alles aufbieten, um sich von der [illegible] schmählichsten Verleumdung aller Zeiten zu befreien.

Zum Schluß noch ein Wort über das politische Amerika. Deutschland gefällt sich gern in dem Glauben, daß ihm von dort Hilfe kommen könne und werde. Dieser Glaube ist irrig und geradezu verhängnisvoll. Amerika hat an Europa keinerlei Interesse. Es kann nicht dringend genug auf die Worte des bekannten Bankiers Grant Morbertin hingewiesen werden, der offen und ehrlich erklärt, es sei ausgeschlossen, daß Amerika Europa irgendwelche Hilfe leiste, solange Europa sich in Unfrieden verzehrt und keine Anstrengungen macht, seine einzelstaatlichen Verhältnisse auf eine gesunde Grundlage zu stellen.

Südamerika als Automobilmarkt.

In Südamerika ist seit den ersten Nachkriegszeiten ein Kampf zwischen amerikanischen und europäischen Exporteuren um die Vorrangstellung auf dem Automobilmarkt im Gange, der vielleicht seinen Höhepunkt nunmehr erreicht hat und dessen Ausgang bald endgültig entscheiden dürfte, wer in Zukunft Hauptlieferant für den Automobilexport sein wird.

Im Kriege hatten naturgemäß die nordamerikanischen Marken den Markt so gut wie monopolisiert. Aber seit der allmählichen Wiederanbahnung der geschäftlichen Beziehungen haben die europäischen Exporteure alles getan, einen erheblichen Teil des Handels für sich zu gewinnen, und bei diesen Versuchen haben sie bereits, wenigstens zeitweilig, wieder die Oberhand gewonnen, so daß zur Zeit mehr Automobilfahrzeuge europäischer Herkunft als solche der Vereinigten Staaten nach den südamerikanischen Republiken abgesetzt werden, wo eine lebhafte und gesunde innere Entwicklung der Verhältnisse eine sehr starke Nachfrage nach Automobilen ausgelöst hat.

Am stärksten ist aus Südamerika die Nachfrage nach kleineren Wagen zu mäßigen Preisen. Als wichtigste Lieferanten gegenüber Nordamerika treten zurzeit Deutschland, England, Frankreich und Spanien auf.

Der Hintermann.

Nun wissen wir ganz genau, wers war.

Was haben wir uns nicht alles vorphantasieren lassen von Schutz- und Trutz- und Schmutzverbänden zum Sturze der Republik, von Organisation Consul und dergleichen! Was hat man nicht alles gesucht und gefragt, geschnuppert und geforscht! — Natürlich umsonst!

Einer hat es nun verraten! Einer hat sich glücklich verplappert: Herr Oelschläger.

Die Szene im Scheidemann-Prozeß muß feierlich gewesen sein, als der Vorsitzende frug: „Wer hat Ihnen den Auftrag zu strafen und zu rechten gegeben?" und Herr Oelschlaeger in stolzem Selbstbewußtsein zur Antwort gab: „Gott!"

Da haben wir ja mit einem Male den lange Gesuchten, den großen Einfädler und Inszenator, auf den natürlich auch der Kapp-Putsch, der Mord an Erzberger, der Mord an Rathenau, der Mordversuch gegen Scheidemann und noch so verschiedene andere Liebestaten zurückgehen! — Nun brauchen wir keine Organisationen mehr zu suchen. „Gott will es!"

Mit diesem Rufe stürmten die Kreuzfahrer das heidnisch gewordene Jerusalem. Mit diesem selben Rufe bekämpfen heute die Expatrioten ihr eigenes Vaterland und spritzen Leuten, die zufällig politisch anders denken als sie selbst, Blausäure ins Gesicht oder schießen sie meuchlings über den Haufen.

„Gott will es!" Es ist doch sonderbar, daß der Herr der Welt gerade um die Mordpolitik hirnverbohrtester Reaktionäre so besorgt sein soll, derselbe, der gesagt hat: Die Rache ist mein! und: Du sollst nicht töten!

Aber wenn es Herr Oelschläger hat in den Ohren rauschen hören — was will einer dagegen machen?

Das Drolligste ist bloß, daß in Herrn Oelschläger eigentlich der liebe Gott selber 10 Jahre Zuchthaus bekommen hat! — Freilich, was wird aus unserer Republik werden, wenn sie so hohe Intuitionen und ihre geweihten Gefäße nicht mehr achtet?

—e.

Wenn die Aehren reifen.

Erzählung von Leontine von Winterfeld-Platen.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Anemonen und Veilchen standen blau und weiß am Fenster. Der Kanarienvogel badete sich in seinem Glasbännchen, daß die Tropfen flogen. In einem großen grünen Lehnstuhl neben den Anemonen und Veilchen saß tief gebückt über ihrem Strickstrumpf eine feine, kleine, alte Dame mit schneeweißem Scheitel. Sie sah erfreut auf, als Aline über die Schwelle trat.

„Das ist schön, daß du kommst, Kind, das Mittagessen ist auch schon fertig."

Aline gab der Mutter einen Kuß, legte die Bücher auf den Tisch und zog langsam ihre Handschuhe aus.

Die Mutter rieb sich die Hände.

„Es ist so schön warm hier in der Sonne. Maß und ich haben immer abwechselnd vor Freude gesungen. Aber du bist ja so still heute, Alinchen? Du bist doch nicht krank?"

„Nein, Mutterchen, nur traurig."

„Hast du Aerger gehabt in der Schule? Du gingst doch so froh heute morgen fort?"

„Ja Mutterchen, ich war auch so froh. Und meine Kinder alle so lieb heute. Da muß mir wieder Broll zu schaffen machen."

„Broll?"

Die Mutter sagte es ängstlich und erschrocken.

„Kind, Kind, du ereiferst dich immer zu sehr. Du darfst doch nicht vergessen, daß er Kreisschulinspektor und dein Vorgesetzter ist!"

„Leider Gottes ist er das! Aber darum kann ich doch nicht alles gut heißen, was er tut."

Die alte Mutter war inzwischen von ihrem Fensterplatz getrippelt und hatte die Suppenterrine auf den weißgedeckten Tisch gestellt.

„Nun wollen wir aber erst essen, Kind, sonst wird alles kalt."

Sie füllte die Suppe in die tiefen Teller.

Aline nickte und setzte sich.

„Du hast recht, Mutterchen. Ich will dir und mir den Feiertag auch morgen nicht verderben. Aber ich rege mich immer so furchtbar über Broll auf."

„Wir haben alle unsere Fehler, Kind."

„Ja, ja, Mutter, natürlich; aber wer ein solches Amt hat, muß mehr sein als andere Menschen. Ein Priester muß weich und gütig und nachsichtig sein."

Die Mutter nickte wieder ängstlich.

„Bloß du hast es ihm einmal gesagt."

Aline lachte.

„Das freut mich heute noch. Aber seitdem haßt er mich. Ich werde heute nachmittag die arme Frau Scharke besuchen und dort der Sache auf den Grund gehen."

„Verbrenne dir nur nicht den Mund, Kind."

„Die Suppe ist gar nicht mehr heiß, Mutter."

„Das meine ich doch nicht, Kind. Wegen Broll meine ich."

Aline legte den Löffel in den leeren Teller zurück und sah die Mutter gerade und groß an.

„Mutter, wenn ich andere Unrecht leiden sehe, so kann ich nicht schweigen. Das habe ich nie gekonnt."

Zwölftes Kapitel.

Es verhielt sich genau so, wie das blasse, kleine Mädchen der armen Frau Scharke erzählt hatte. Aline war am Nachmittag dagewesen und hatte von der weinenden Frau alles erfahren. Und sie nahm sich fest vor, dem Superintendenten das nächstemal, wenn sie ihn sähe, ihre Meinung zu sagen, ganz gleich, was folgte. Als sie von Frau Scharke nach Hause kam, dunkelte es bereits. Die Mutter hatte die Lampe angezündet und wies auf ein weißes Kuvert auf dem Tisch.

„Es ist ein Brief für dich da, Alinchen. Ein Bote von Broll brachte ihn und wollte gleich Antwort haben."

Aline öffnete erstaunt das Schreiben.

„Von Broll? Was will der wieder von mir?"

Ihre Augen flogen über das Papier. Dann lachte sie auf.

„Er ladet dich und mich zum Freitag abend zum Essen ein. Was soll das nur?"

Die Mutter sah ängstlich auf.

„Ich würde an deiner Stelle ruhig hingehen, Alinchen. Ich kann ja meiner Gicht wegen keine Treppen mehr steigen."

Aline zerknüllte das Papier.

Sie hing den grünen Schirm vor die Lampe, daß es Mutter nicht blende, und holte sich noch einige Hefte zum Korrigieren.

Dann war es immer totenstill im Giebelstübchen, denn Mutter Flutus wagte es nie, ihre Tochter hierbei zu stören. Nur die Feder mit der roten Tinte fuhr von Zeit zu Zeit knisternd über eine Seite, und die alte Pendeluhr in der Ecke tickte monoton.

•

Bei seiner Hochwürden, Herrn Superintendenten Broll brannte der Kronleuchter im Salon und sämtliche Lampen in allen übrigen Zimmern.

„Bei Gesellschaften pflege ich festlich zu beleuchten," sagte Frau Superintendent stets feierlich und strich mit der mageren Hand über das spitze magere Kinn. Mit Herrscherblick sah sie noch einmal über die lange gedeckte Tafel im Eßzimmer, durch das schon ein süßlicher warmer Duft von der Küche her wehte. Sie war sehr groß, hager und hatte eine ausgesprochen energische Nase, deren Energie noch durch einen haarigen Ueberfluß in der Mitte sichtlich erhöht war.

Da schrillte eine Klingel. Und seine Hochwürden, Herr Superintendent Broll rief:

„Konstanze, mein Kind, die Gäste kommen."

Der Salon füllte sich allmählich immer mehr. Man drückte sich die Hände, denn in kleinen Städten kennt sich alles — Stimmen schwirrten durcheinander.

Da waren die beiden Amtsrichter, in der vollen Würde ihres hochnotpeinlichen Berufes. Hinter gold-